[illegible]

Roman von [illegible]

(8. Fortsetzung.)

In dem Alpendörfchen war es, Bill... Aber die erste Zeit dort ließ mich schweigen. Ich war so zerbrochen, daß selbst die Nachricht von dem Duell und seinen Folgen mich nicht erschreckte. Es mochte noch am selben Tage meiner Abreise erfolgt sein; aber ich erfuhr es erst aus Briefen meiner Bekannten, erfuhr, daß die alte Feindschaft ihn mit dem jungen Ploch hatte zusammenstoßen lassen, daß er zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt sei. Wozu sollte ich über das alles grübeln? Max Augenberg ging seinen Weg, von Thea wollte er nichts mehr wissen; sie sollte ihm sein Geschick nicht tragen helfen. Und doch schlief ich manche Nacht nicht vor Mitleid mit ihm. Denn ich wußte, daß das, was andere vielleicht als unveränderliches und unverschuldetes Verhängnis betrachtet hätten, hervorgegangen aus einem fehlleitenden Ehrbegriff — ich wußte, daß Max Augenberg nicht so leicht damit fertig werden würde. Hin und wieder tauchte auch schmerzhaft der Argwohn in mir auf, daß in diesem Zweikampf vielleicht des Rätsels Lösung für mich läge. Max war, wenn auch stets ein ehrenhafter und offener, so doch auch ein übermütiger Student und hatte tolle Jahre hinter sich, als ich, verwaist, ihn zu den Ferien nach Hause kommen sah — vielleicht war da irgendeine Schuld der Unbesonnenheit, die Ploch zu seinem Feinde machte und die ihn von mir fern hielt.

Ich versuchte zwar mit Gewalt, all diese ungl[illegible]en Grübeleien zu verbannen und überhaupt das Andenken Max Augenbergs aus meinem Herzen zu reißen.

Bis dann aber, allmählich oder plötzlich, ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß alles Plötzliche sich allmählich vorbereitet — da oben in der Einsamkeit eine Wandlung in mir vorging und herausbrach in der einsamen, einsamen Nacht.

Bei Tage war ich in den Bergen herumgeklettert. In der Nacht vorher hatte es geschneit, und nun zogen die Nebel um die Berge, lagen unter mir wie ein graues Filztuch und deckten die Matten und Dörfer. Das war so einsam, Bill. Aber doch längst nicht so einsam wie die Nacht, die diesem Tage folgte. Ich war die einzige Fremde in dem kleinen Gasthaus, das ich auf einer früheren Tour kennen gelernt und mir nun ausgesucht hatte.

Schlafen konnte ich nicht. Ich stand auf und trat auf die Galerie vor meinem Zimmer hinaus. Das Nebeltuch hatte sich zerteilt, und im Mondglanz traten schimmernd die weißen Bergeshäupter hervor. Mir gegenüber stand die schwarze Wand des Tannenwaldes, und in der Tiefe lag grünlich-schwarz der kleine See. So still war das alles, und so gewaltig redend in ihrer Stille standen die schwarzen Berge da mit ihren weißen Schründen — wie sie seit Ewigkeit dort gestanden haben.

Da erkannte ich, Bill, in der einsamen, einsamen Nacht, daß es ewig sein muß, was den Keim des Ewigen in sich trägt. Daß das, was Max und mich erfüllte zu einer Zeit, da wir beide über die Zeit des Schmetterlingsnippens hinaus waren, was unsere Augen sprachen, unsere Herzen klopften, das, was nur die Erfüllung leise liebewebender Jahre gewesen war — daß das nicht untergehen kann und untergehen wird!

Daß es hier nicht meines Jammerns und Verzweifelns, sondern meiner Stärke bedurfte — und meiner Treue. Wir Frauen sind ja innerlich stärker als die starken Männer, stärker und zäher als sie, die voranrennen und stürmen und die Wände mit ihrem Kopfe einrennen.

Ich faßte einen Entschluß: Was Max auch von mir gestoßen haben mag, ich will es nicht wissen. Ich will nur zurück auf den Gipfel unserer damaligen Liebe schauen und vorwärts auf den Gipfel der Wiedervereinigung, die so sicher kommen muß, wie jene Berge im Mondglanz stehen. In den Abgrund dazwischen will ich nicht sehen, will nicht mehr denken an das, was er mir tat, will nicht mehr grübeln darüber, warum er es tat. Ich will alles überbrücken mit meiner Treue, den Blick aufs jenseitige Ufer gerichtet, und will ihn mir wiedergewinnen kraft der Liebe, die der Ewige mir ins Herz gelegt hat.

Sieh', Bill, von der Stunde an ist mir meine Liebe Ewigkeit und kann nie mehr untergehen, sei sie nun aussichtslos oder hoffnungsreich!

An dem Gelübde jener Nacht hab' ich still festgehalten, als ich von den Bergen wieder herabgestiegen war und wieder unter Menschen ging, als ich den Briefwechsel mit Tante Julia wieder aufnahm und mein ganzes Leben nichts mehr war als ein einziges Warten — zuletzt ein jubelndes Warten auf unser Wiedersehen.

So fest hatt' ich daran gehalten, daß es mich geblendet und ich den Abgrund vergessen hatte. Daher die schreckliche Enttäuschung, als ich ihn nun wirklich [illegible]. Als der [illegible] [illegible] nicht mehr sehen wollte.

Wenn ich nicht so verzweifelt wäre, möchte ich [illegible] lachen, Bill! [illegible]

Bill — vielleicht war ich doch noch zu stolz, vielleicht war ich doch nicht demütig und vertrauend genug. [illegible]

Ich bin noch immer viel zu stolz gewesen in diesen zwei Wochen, Bill! Ich will demütig sein, ich will all meine Liebe in meinen Blick legen, wenn sein Auge mich streift, ich will ihn aufsuchen, wenn er mich flieht. Denn er flieht mich, ich sehe es täglich, er geht mir aus dem Wege. Max geht fort, wenn Thea kommt! Und ich sitze bei den Jostis und lache und plaudere mit dem prächtigen alten Herrn — und warte. Und Tante Julia tut desgleichen. Er erscheint so wenig wie möglich im Hotel, und wenn er es tut, bleibt er wie festgebannt an der Seite Margrit Jostis, die sie mit vielem Recht „Rehchen" nennen. So weh es mir tut, daß er mich meidet, so ist es mir doch am liebsten, daß ich ihn in der Nähe dieses sanften Kindes weiß. Ich weiß selbst, daß nichts mehr lindert und tröstet als Kinder und Kinderunschuld.

„Rehchen" ist zwar schon siebzehnjährig, aber noch ganz Kind; scheu, unberührt und lebensunkundig. Sie ist das, was ich einen Umwegsmenschen nenne — im Gegensatz zu den direkten Menschen, wie z. B. Tante Julia, die ihr Herz offen tragen. Indes ohne Worte hat „Rehchen" etwas Besänftigendes und Wohltuendes in ihrer Art. Sie spricht kaum; ich glaube, sie denkt auch nicht viel. Sie fühlt nur. Ein Kind — und ein Kind, das man liebhaben muß.

Sollte ein fremdes Kind ihm wohltun und Thea stumm zur Seite stehen? Ich bin noch zu stolz gewesen, Bill — von heute ab will ich besser kämpfen, mit zwei stumpfen, aber stählernen Waffen: mit Demut und Selbstverleugnung. Wo mein Herz zittert und zurückschreckt, will ich's in beide Hände nehmen und es immer wieder daran mahnen, was Frauenliebe heißt. Sei bei mir, Bill. Grüße Herzelchen.

Thea."

* * *

Ulla saß im Kirchgarten und malte. Friedevoll schaute Beatenbergs schlichtes weißes Kirchlein, von hohen Bäumen beschattet, über den blauen See und die weiße Alpenkette. Friedeatmend und friedegebietend. Kaum konnte ein Gotteshaus kunstloser errichtet werden. Die Rundbogen der Fenster waren nicht einmal rund. Niedrig waren die schmucklosen weißen Außenwände, und tief senkte sich das breit deckende Dach darüber. Zur Seite träumte das idyllische Pfarrhaus im Grünen, das sich ausnahm wie eine wohlbehütete jüngere Schwester der Kirche.

Ulla saß zwischen zwei altzerfallenen Denksteinen schräg mit dem Rücken gegen das Pfarrhaus auf einem Feldstühlchen, vor sich die kleine Staffelei. Ihr Bild wurde beherrscht von der erst leicht hinskizzierten uralten Ulme, die ihre Aeste über das Kirchdach reckte. Die Kirche selbst stand in Strichen angedeutet zur Linken. Sie war nun eifrig dabei, zwischen Baum und Kirche den Hintergrund erstehen zu lassen: den aus der Tiefe blauenden See und die aus der Ferne winkenden Bergeshäupter.

Als eine erhaben hingegossene, geschlossene Kette erschienen von dieser Stelle aus Jungfrau, Mönch und Eiger. Besonders der Jungfrau strahlendes Weiß schimmerte in der Bläue; scharf und weiß hob sich neben ihr der Eiger, dunkler stand der Mönch zur Seite. Ueber die finstere Schynige Platte hinweg lugte das weiße Hütchen der Finsteraarhornspitze. Der See glitzerte in einer durchsichtig-silberblauen Färbung und spiegelte die weißen kleinen Wölkchen in seiner Flut, die über ihn herzogen.

Mehr als einmal ließ Ulla den Pinsel sinken, stützte das Kinn in die Hand und staunte. „Unwirklich schön ist es hier!" dachte sie ein über das andere Mal. „Ein Traum, ein Wirklichkeit gewordener Traum!"

Ein Gemisch [illegible] die Fahrt auf.

„Thea! — [illegible] — Thea, Thea, bitte [illegible] Oder nein, [illegible] bitte, wie [illegible]!"

Lächelnd [illegible] Thea dem [illegible] Wunsche.

Ullas Augen strahlten in schwärmender Malerfreude; sie trank förmlich den Anblick, der sich ihr hier bot, dann [illegible] sie den Pinsel über die Leinwand.

„Jetzt bekommt mein Bild Blut und Leben — und noch mehr — lebendige Schönheit. Thea, wie schön bist du!"

Thea lächelte stille. Sie saß in ihrem weißen Kleide — wie sie kaum als etwas anderes als Weiß trug — auf der alten niederen Steinmauer und schaute wortlos über den See und über das weiße Hochgebirge.

„Ja", dachte sie, und ihre Lippen zuckten, „unendlich schön ist das alles, so unendlich wie die Sehnsucht."

„Hast du Max nicht gesehen?" fragte Ulla. „Er wollte hierherkommen und mein Bild sehen."

„Nein", klang es gepreßt zurück. „Ich war im Chalet Josti — er war nicht dort."

„Da muß er bald kommen".

Es wurde wieder still. Eifrig arbeitete der Pinsel, unbeweglich saß Thea.

Die Straße herauf kamen Max Augenberg und Margrit Josti. Am Eingang zum Pfarrhause verließ Margrit ihren Begleiter, um einen Augenblick bei der Pfarrerin einzukehren. Ihr Vater hatte die Freunde aus dem Hotel eingeladen, den Abend in seinem Chalet zu verbringen, und Margrit wollte sich noch einen kleinen hauswirtschaftlichen Rat bei der Pfarrerin holen, die ihre mütterliche Freundin war.

Max trat indes in den kleinen Friedhof ein. Er sah Ulla im Hintergrunde sitzen und schlenderte langsam, die Aufschriften auf den Grabmälern studierend, auf sie zu. Sie wandte ihm den Rücken zu und sah ihn nicht.

Plötzlich zuckte Max zusammen, sein Fuß stockte. In dem Ausschnitt zwischen der mächtigen Ulme und der Kirche sah er Thea, hinter ihr in der Ferne die Jungfrau. Der See und die anderen Berge waren von dieser Seite aus unsichtbar.

Max stand und schaute auf den weißen, herrlich gegliederten Berg und die edle Mädchengestalt davor. Er sah das unvergleichliche Profil, den goldflimmernden Haarknoten, die in ungezwungenster, leicht vorgebogener Haltung wundervolle Gestalt, das große, träumende, langbewimperte Auge. In sein Gesicht trat ein solcher Ausdruck von Qual, daß Ulla, wenn sie sich umgewendet hätte, sich davor entsetzt haben würde.

Er stand und stand. Dann ging es ihm wie ein Riß durch's Herz, die alte Mahnung, die entsetzliche Erinnerung; er hob leise den Fuß, um davonzuschleichen und irgendwo in die Berge zu flüchten, als nie bewährtes und doch in der Verzweiflung immer wieder aufs neue ergriffenes Mittel gegen das Sturmesrasen im Innern.

Da wandte Thea, durch den starrenden, bannenden Blick angezogen, den Kopf. Sie machte eine unwillkürliche Bewegung und wollte vom Mäuerchen hinabgleiten.

„Halt, halt!" rief Ulla. „Nur noch einige Minuten" — sie folgte Theas Blick und sah, sich umwendend, ihren Bruder — „bitte, bitte, genau wie vorher, oh, es wäre zu schade — es war ja ideal — Max kann doch zu dir kommen."

Mit leichtem Zögern nahm Thea ihre Stellung wieder ein. Max trat, sich gewaltsam beherrschend, hinter seine Schwester und lobte das Bild, obwohl es ihm vor den Augen flimmerte und er auch hier, wie durch einen Nebel, nichts sah als die im Entstehen begriffene weiße Gestalt im Mittelpunkte.

Er biß heimlich die Zähne aufeinander. Es ließ sich nicht umgehen, daß er mit Thea sprach. Festen Fußes, mit höflich-kalter Miene trat er zu ihr.

Sie kam ihm zuvor. Sie wendete den Kopf und sah ihm mit warm leuchtenden Augen entgegen, uneingeschüchtert durch seinen Blick, der ihr heimlich von neuem stets das Herz einschnürte.

„Wäre es nicht heute eine „gewünschte Pose"," sagte sie lächelnd, „so könnte ich mir kein reizenderes Plätzchen denken als das auf diesem Mäuerchen. Die Großartigkeit des Hochgebirges, gesehen von diesem weiß-grünen Idyll aus — steigen wir höher, so ist ja die Aussicht umfassender —, reizvoller ist sie wohl am ganzen Beatenberg nirgend als hier."

Max erwiderte korrekt und förmlich:

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein. Dieser Platz war denn auch schon damals, als Junge, mein Lieblingsplatz".

(Fortsetzung folgt.)

Schon einmal im Jahre 1895 wurde ein Einkommensteuergesetz im Kongreß votiert, aber für verfassungswidrig erklärt.

Kriegsbrief aus Deutschland

Von Wilhelm [illegible].

Dresden, 12. Januar 1915.

Das Gerede über einen sogenannten Sonderfrieden will nicht still werden. Heute heißt es mit den Russen, morgen mit den Franzosen, [illegible] Ungarn und Rußland ist ernsthaft besprochen worden. Die Urheber dieser Vorschläge [illegible] [illegible] Zeit waren. [illegible] nicht kommen. Die „Kölnische" hat schon die Aufsätze der deutschen Regierung energisch abgewiesen.

Ich werde [illegible] über die amerikanische Neutralität [illegible] Konstruktion. Was die Amerikaner wohl sagen würden, wenn Krupp in einem japanisch-amerikanischen Kriege die Gelben mit Material versorgen würde. Was soll man darauf antworten! Man schämt sich und geht weiter.

* *

Immerhin hat die Bewegung zu Gunsten eines Sonderfriedens mit Rußland einen realen Hintergrund. Wofür kämpft Rußland denn heute noch? Mit seinem furchtbar geschwächten Heere läßt sich das sogenannte Testament Peters des Großen nicht vollstrecken, besonders da der Türke jetzt im Felde steht und Beträchtliches leistet. Rumänien und Bulgarien haben den Lockungen bisher standgehalten und werden einem um Warschau kämpfenden Rußland sicherlich keine Gefolgschaft leisten. Und die Südslaven Oesterreich-Ungarns schlagen sich wacker unter ihrer alten Fahne, wollen von russischer „Befreiung" nichts wissen. So ist es mit der russischen Vormachtstellung auf dem Balkan nichts, mit der Slavenbefreiung erst recht nichts und am Bosporus ist auch diesesmal gewiß nichts zu holen. Die Hauptsache aber ist der Geldmangel Rußlands. Eine innere Anleihe hat dem Zarenreiche noch niemals Geld gebracht, eine äußere ist unmöglich. Deshalb wird Rußland in einigen Monaten wahrscheinlich um Frieden nachsuchen müssen. Der Militärberichterstatter Manschikow schreibt am 11. Januar im „Nowoje Wremja": „Der astronomische Winter hat begonnen, die Kälte wird einen breiten Ponton über die Flüsse, Seen und Sümpfe schlagen, die Kälte wird teils Wege verbessern, teils zerstören, wie sie auch die Eigenschaften des Bodens bedeutend verändert, in den sich die kämpfenden Armeen eingraben. Es stehen zwei oder zweieinhalb Monate Winter bevor, und dann beginnt wieder das grundlose Frühlingswetter mit seinem Austreten der Flüsse und Sümpfe. Es wäre äußerst wünschenswert, daß dieser unglaubliche Krieg, der im Höhepunkt der Sommerhitze ausbrach, mit dem Eintreten der größten Kälte ende."

Auch die Franzosen kämpfen nur noch um ein Phantom. Das Haupt des französischen Patriotenbundes Maurice Barrès, der Nachfolger von Deroulede, schreibt: „Die Franzosen meinten, Elsaß-Lothringen sei eine junge Magd, die, an den schwarzweißroten Grenzpfahl gefesselt, auf die erste Gelegenheit wartete, sich den Unseren in die Arme zu werfen. Das war vielleicht so 1871, jetzt aber ist sie 44 Jahre älter und ihre Söhne sind Deutsche geworden." Die Zensur läßt bereits Briefe durch, in denen französische Offiziere erzählen, die elsässische Bevölkerung sei franzosenfeindlich.

Daß in Frankreich große Kriegsmüdigkeit herrscht, steht außer Zweifel. Die Franzosen sind in diesen Krieg überhaupt erst durch England und Rußland hineingezerrt worden. Sie wollten ihn gar nicht, jedenfalls jetzt noch nicht. Aber da sie nun einmal drin sind, wollen sie auch durchhalten. Genau so haben sie es ja auch 1871 gemacht. Jetzt müssen sie auf die Hoffnung, Elsaß-Lothringen wieder zu gewinnen, verzichten, sie müssen den militärischen Zusammenbruch Rußlands, sowie das Fiasko mit Japan erleben, und trotzdem wird es wohl noch lange dauern, bis sie sich in das Unvermeidliche fügen. Die Ansicht, daß einem Sonderfrieden Rußlands ein ebensolcher mit Frankreich automatisch folgen wird, dürfte schwerlich zutreffen. Jetzt vertrauen sie noch auf die letzte, wohl eine Million Mann starke Armee, welche sie ins Feld stellen können. Mit dieser und den Kitcheners wollen sie im März eine Hauptschlacht schlagen und dann ausgerechnet im Juni am Rhein stehen!? So wenigstens steht es in den Boulevard-Blättern zu lesen. Die Franzosen sind eigentlich zu bedauern. Sie haben keinen politischen Führer von irgend welcher Bedeutung, keinen, der genü[illegible] Vertrauen im Volke genießt. Die Poincarés und Genossen sind [illegible]. [illegible] Frankreich war eine parlamentarische Regierung nach deutschem oder auch nach englischem Muster! [illegible] ist übrigens die Volkstümlichkeit des Königs Albert der Belgier in Frankreich. Der Herr braucht vielleicht bald einen neuen „Job" und bei den Franzosen ist alles möglich. [illegible]

* * *

Es wird viel geredet über den Mangel an Uebereinstimmung zwischen den französischen und den englischen Heerführern. Wie viel davon wahr ist, sei dahingestellt. Aber im englischen Oberhause wurde dieser Tage der bekannte Vorteil gepriesen, den die Deutschen in ihrer einheitlichen Leitung besitzen. Derselbe Redner sprach auch von der „wunderbaren Kampfmaschine", dem deutschen Heer. — Es ist stets sehr schwierig gewesen, Alliierte im Kriege einheitlich zu führen. Die Kriegsgeschichte ist voll von Beispielen dafür. Ein Blücher, der dem Wellington zu Hülfe eilt und so die Schlacht von Belle Alliance gewinnt, trotzdem ihn Wellington kurz vorher bei Ligny im Stiche gelassen hat — das ist eine seltene Ausnahme. Die jetzige Lage in Nordfrankreich und Belgien ist aber besonders schwierig. Dem Engländer ist nur an der Küste gelegen. Daß die Deutschen nicht nach Calais kommen, ist sein erster Zweck. Dafür schlägt er sich mit großer Bravour. Aber daß diese englische Angelegenheit in den allgemeinen Kriegsplan des französischen Heerführers hineinpaßt, ist doch nicht so ohne weiteres anzunehmen. Dazu kommt die Rücksichtslosigkeit, welche der Engländer stets zur Schau trägt, wohin er auch kommt. Calais ist jetzt z. B. eine rein englische Stadt. Da schaltet John Bull, wie es ihm paßt, ohne die Franzosen und deren Behörden zu beachten. Daß da leicht Reibungsflächen entstehen, ist nicht zu verwundern. Die Hauptschwierigkeit aber liegt darin, daß in Frankreich das ganze Volk im Kampfe steht, und daß die Franzosen erwarten, daß der Bundesgenosse seine Anstrengungen den französischen wenigstens einigermaßen anpaßt. Nun aber haben die Engländer bis Mitte Dezember nur 200,000 allerdings sehr gute Soldaten geschickt (abgesehen von den Indern), die Franzosen aber haben gegen 3½ Millionen im Felde. Dieses bisherige Versagen der Engländer würde man leichter übersehen, wenn die britische Flotte wenigstens etwas geleistet hätte. Aber die liegt tatenlos an der Westküste Englands, also nicht einmal in den britischen Nordseehäfen. Alle wertvollen britischen Schiffe haben sich in geschützte Winkel verkrochen. Das erscheint den Franzosen so, als hätten die Engländer Furcht vor den Deutschen, namentlich vor den Zeppelins. Die Wut der leidenschaftlichen Franzosen gegen die Engländer würde sich wahrscheinlich sehr stark entladen, wenn man nicht erst die in Aussicht gestellte Kitchener-Armee abwarten müßte, ohne welche die (projektierte) Märzschlacht nicht geschlagen werden kann. Versagen die Engländer auch dann — und es ist sehr wohl möglich, daß nur ein paar hunderttausend Kitcheners ausgeschifft werden —, so wird sich das französische Temperament schwerlich noch zügeln lassen. Der Franzose braucht ja stets einen Verräter als Lückenbüßer für Niederlagen. Vielleicht findet er ihn diesesmal in dem edlen Bundesgenossen, für den er bis vor kurzem nur den Kosenamen perfides England hatte. Die Deutschen würden schwerlich Einwand dagegen erheben.

* * *

Aus Südamerika kommen jetzt Einzelheiten über die Seeschlacht bei den Falklands-Inseln. Dem deutschen Admiral war die Anwesenheit von nur zwei feindlichen Kreuzern gemeldet worden. Diese beschloß er anzugreifen, aber sechs weitere Kreuzer, darunter die Dreadnaughts „Invencible" und „Inflexible", lagen in der Nähe auf der Lauer. Diese waren weit schneller als „Scharnhorst" und „Gneisenau" und besaßen die weittragenden 30½ Cent.-Geschütze. Graf Spee hatte denen nur 23 Cent.-Geschütze gegenüberzustellen. Ein starkes japanisch-französisches Geschwader lag in Reserve. Die britische Flotte, gegen welche Spee kämpfen mußte, besaß eine zehnfache Ueberlegenheit. Entfliehen konnten „Scharnhorst" und „Gneisenau" nicht. So befahl Spee seinen drei kleinen (schnelleren) Kreuzern „Nürnberg", „Leipzig" und „Dresden", das Weite zu suchen; um diese zu retten, opferten sich die „Scharnhorst" und „Gneisenau". Die See war spiegelglatt. „Scharnhorst" hielt sich drei, „Gneisenau" fünf Stunden, nachdem sie dem Feinde schwere Verwundungen beigebracht hatten. Zwei junge Söhne des deutschen Admirals sanken mit dem Vater in die Tiefe. 94 Mann sollen gerettet sein. „Leipzig" wurde auf der Flucht eingeholt und versenkt. „Nürnberg", von vier Panzerkreuzern umringt, kämpfte bis zur letzten Patrone. In diesem Falle kann man doch wohl sagen, daß der Heldenmut zu weit getrieben wurde. „Nürnberg" hätte ebensowohl die Flagge streichen können, um die Mannschaft dem Vaterlande zu erhalten. Bei „Scharnhorst" und „Gneisenau" war die Lage ja ebenso verzweifelt. Aber die Geschichte der deutschen Flotte ist noch zu jung. Zum ersten Mal war hier die Probe auf die Leistungsfähigkeit deutscher Schiffe abzulegen. Da mag das Opfer angebracht gewesen sein. Aber damit wäre es doch wohl genug gewesen.

Ihre Probe haben die beiden Schlachtschiffe glänzend bestanden. Aus [illegible] Entfernung bei gleicher [illegible] die britischen Dreadnoughts feuern. Und doch vergingen fünf Stunden, bis „Gneisenau" unterging. Bei dem vorhergehenden Kampfe an der chilenischen Küste dauerte es trotz des [illegible] Seesturmes, der das Zielen ungeheuer erschwerte, nur eine Stunde, bis die fast ebenbürtigen feindlichen Kreuzer in die Tiefe sanken. Damit hat sich das deutsche Schiffsmaterial bei den Falklands-Inseln ebenso glänzend bewährt, wie die Führung, der Heldenmut und die Disziplin der Mannschaft.

* * *

Ein französischer Rekrutenjahrgang ergibt nach Abzug der Mannschaften aus dem okkupierten Landesteile etwa 280,000 Mann. Bei den schmalbrüstigen halb erwachsenen Jünglingen von 17 Jahren kann hochgerechnet nur die Hälfte, selbst nach den französischen sehr geringen Anforderungen, als dienstfähig angesetzt werden. Das ergäbe also höchstens 140,000 Soldaten, bei den Jahrgängen von 1915 und 1916 vielleicht je 200,000 Mann. So könnte Frankreich aus seiner letzten Jugend etwa 540,000 Mann herausholen. Ein deutscher Rekrutenjahrgang bringt 875,000 Mann. Da sie bedeutend kräftiger sind, als die gleichalterigen Franzosen, so kann man auf 400,000 Dienstfähige sicher rechnen. Von diesen steht nur der Jahrgang 1914 im Felde, der selbstverständlich bei den Franzosen ebenfalls längst kämpft. Deutschland hat noch keinen einzigen Rekruten vorzeitig ausgehoben. Würde Deutschland die drei antizipierten Jahrgänge von 1915, 1916 und 1917 einziehen, so würde das allein 1,200,000 Mann frische Truppen ergeben, gegen knapp die Hälfte bei den Franzosen. Aber es sind in Deutschland noch weit über zwei Millionen Reservisten und Kriegsfreiwillige vorhanden, sämtlich kräftige und diensttaugliche Männer. Aus diesem Material werden jetzt die neuen Heere gebildet, welche dem letzten Rest von Frankreichs Jugend und den Kitcheners entgegentreten sollen. Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein.

* * *

Ist es nicht eigentümlich, daß bisher weder Frankreich noch Rußland noch England über die Zahl der gefangenen Gegner ein Wort verlauten lassen? Doch Rußland hat soeben eine Ausnahme gemacht. Es hat amtlich erklärt, daß sich 135,140 Deutsche und 240,000 Oesterreicher in russischer Gefangenschaft befänden, und zwar meistens in Sibirien!! Daraufhin erklärte die deutsche Regierung, daß von den 135,140 Deutschen höchstens 15 Prozent, also etwas über 20,000 Mann Kriegsgefangene seien, darunter sehr viele Verwundete. Die übrigen seien deutsche Zivilisten, welche die Russen aufgegriffen haben. Bei den Oesterreichern und Ungarn scheint es nicht viel anders zu stehen. Dagegen befanden sich am 1. Januar in Deutschland 600,000, in Oesterreich-Ungarn weit über 200,000 unverwundete Kriegsgefangene, mit den in den Lazaretten und auf dem Transport befindlichen werden es zusammen wohl 900,000 sein, und die Million wird bald genug voll werden.

Eine große Gefahr besteht in der Ueberzahl dieser Gefangenen. Nach dem Kriege von 1870 sind in den beiden folgenden Jahren 80,000 Deutsche an den Pocken gestorben, die die französischen Gefangenen eingeschleppt hatten. Also fast doppelt so viele Deutsche fielen dieser Seuche zum Opfer, als der Krieg und die Kriegskrankheiten von dem kämpfenden deutschen Heere gefordert hatten. Damals wurden allerdings die Gefangenen bei der Zivilbevölkerung einquartiert, und die Gefahr der Ansteckung war weit größer, als jetzt. Leider haben die Russen eine schreckliche Seuche eingeschleppt, das Fleckfieber, welches durch Ungeziefer, besonders Flöhe, verbreitet wird. Es ist dies eine nur in Rußland vorkommende, fast stets tödlich verlaufende Krankheit, die jahraus, jahrein furchtbare Opfer fordert. Der Ansteckung sind besonders die deutschen Soldaten ausgesetzt, welche in russischen Betten schlafen.

Der Gesundheitszustand der deutschen Truppen ist namentlich auf dem westlichen Kriegsschauplatze außerordentlich gut. Die Typhusfälle verlaufen, wesentlich infolge der Impfung, außerordentlich günstig. Die Zahl der tödlich verlaufenen Fälle betrug in dem großen deutschen Seuchenhaus zu Rethel in Frankreich bisher nur 6 Prozent. Dagegen wird leider wohl eine große Zahl Rheumatiker aus diesem Schützengrabenkriege heimkehren.

Originelle Idee.

Verwendung von Tieren zur Meldung feindlicher Flieger.

Dem Hirn eines erfinderischen Kopfes ist die im folgenden näher ausgeführte originelle Idee entsprungen:

Die Zahl der Mittel zur Bekämpfung des Feindes ist jetzt durch die Flugzeuge vermehrt worden. Es ist selbstverständlich sehr wichtig, die gegnerischen möglichst schnell zu entdecken, und nun fragt es sich, ob wir hierbei nicht auch die Fähigkeiten irgend welcher Tiere benutzen können. Jeder Tierkenner wird eine Menge Fälle beobachtet haben, in denen ihn die Schärfe des Augenlichts in Erstaunen gesetzt hat. Hühner warnen ihre Küchlein, wenn wir noch gar nichts oder wenigstens noch keinen Raubvogel wahrnehmen; ebenso beobachten Tauben scharf und blicken unverwandt nach einer Stelle am Himmel, wo sich ein Raubvogel zeigt, während der Mensch diesen erst mit Hilfe des Fernglases entdeckt.

Der Gedanke liegt nun sehr nahe, diese Eigenschaft der Vögel zur Entdeckung feindlicher Flieger zu verwenden. Da alle Vögel hervorragend sehen können, so hätten wir an sich eine große Auswahl. Kleine Vögel können wir jedoch nicht gebrauchen, da sie sich vor den kleinen Raubvögeln fürchten. Es kommen also nur große Vögel in Betracht, die ausdauernd, leicht zu füttern und wetterfest sind. Zunächst würde man wohl die Versuche mit Hühnern und Tauben machen, die zwar in bezug auf Wetterfestigkeit zu wünschen übrig lassen, dagegen sofort in beliebiger Zahl vorhanden sind. Die Hühner und Tauben, die sich wahrscheinlich bereits an Flieger gewöhnt haben, müssen zunächst dressiert werden, d. h. sie müssen lernen, Furcht vor jedem Flieger zu haben. Sie werden zu diesem Zweck auf einen hohen Punkt gebracht. Täglich mehrmals taucht ein Flieger auf, der immer näher kommt, bis er — oder ein anderer als Flieger gekleideter Mensch — allen Hühnern und Tauben einen großen Schrecken einjagt, indem ihnen z. B. die Hilfsperson mit einer leichten Rute Schläge erteilt. Das wird so lange fortgesetzt, bis die Tiere beim Anblick eines Fliegers in Furcht geraten und flüchten. Dann sind sie fertig dressiert und können zum Entdecken von Fliegern benutzt werden. Damit sie ihre Lektion nicht vergessen, erscheint wöchentlich ein Flieger, ängstigt und erschreckt sie. Hühner und Tauben dürften dann außer Fliegern nur noch große Raubvögel „markieren". — Am besten würden sich zu diesem Amte als Entdecker von Flugzeugen die Krähen eignen. Während zwei Menschen erforderlich sind, um den ganzen Himmel gleichzeitig abzuschauen, genügt eine einzige Krähe dazu. Denn ihre Augen stehen so, daß sie sowohl vorwärts wie rückwärts sehen kann. Was der Mensch aber nur mit dem Fernrohr erblicken kann, sieht die Krähe ohne jede Unterstützung. Krähen sind leicht zu ernähren und höchst wetterfest, überdies sehr klug. Es käme also nur darauf an, die erforderliche Anzahl zu erbeuten, was mittels Schlagnetzen, in deren Nähe sich Lockkrähen befinden, Tüten, die innen mit Vogelleim bestrichen sind und einen Leckerbissen enthalten, und anderen Fangmethoden nicht schwer fallen dürfte. Jedenfalls kann eine auf Flieger dressierte Krähe, ebenso auch Hühner und Tauben, dem Ausguckposten nur nützen und niemals schaden. Bei der Wichtigkeit, feindliche Flieger rechtzeitig zu entdecken, wäre also der Versuch sicherlich lohnend.

— Die Frau Prinzessin Viktoria Margarete von Reuß, geborene Prinzessin von Preußen, ist von einer gesunden Tochter glücklich entbunden worden. Die Prinzessin Viktoria Margarete von Reuß ist die einzige Tochter des Prinzen Friedrich Leopold aus seiner Ehe mit der Prinzessin Luise Sophie zu Schleswig-Holstein, einer jüngeren Schwester der Kaiserin, und eine Enkelin des als Heerführer in den deutschen Einheitskriegen, als Eroberer der Düppeler Schanzen und Bezwinger von Metz berühmt gewordenen Prinzen Friedrich Karl, der meist die Uniform der Zietenhusaren in Rathenow trug und daher bei seinen Truppen der rote Prinz hieß. Die am 17. April 1890 in Potsdam geborene Prinzessin, die eine glückliche Jugend in dem idyllisch gelegenen Besitz ihres Vaters, im Jagdschloß Klein-Glienicke bei Potsdam, verlebte, vermählte sich am 17. Mai 1913, wenige Tage vor der Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise, im Neuen Palais mit dem Prinzen Heinrich XXXIII. Reuß j. L.

Kathederblüten.

Diese Stadt verdankt ihren Wohlstand den Touristen und den Heringen, die zu bestimmten Jahreszeiten in großen Mengen gefangen und verkauft werden.

Von dem plötzlich eingetretenen Notstand lieferte u. a. ein Stuhl ohne Lehne und Füße, der auf der Straße stand, einen redenden Beweis.